

Bohumil Hrabal

Schneeglöckchenfeste

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 715 der Bibliothek Suhrkamp

Hrabal B, wie Dr. jur. Bohumil Hrabal als briefeschreibender Autor zu unterzeichnen pflegte, wurde 1914 im mährischen Brünn geboren, wuchs aber im böhmischen Nymburg, einem Elbestädtchen auf. In dessen Nähe liegt die Waldortschaft Kersko, wo Hrabal B, seit seiner Studienzeit »Prager«, ein kleines Wochenendhaus hatte.

Für fünfzehn Erzählungen mit hundert Begebenheiten und tausend Erstaunlichkeiten bildet das Waldstädtchen den unsichtbaren Rahmen. An Bewohnern hat es allem Anschein nach keine ›Bürger‹, sondern ausschließlich ›Originale‹.

Hrabal ist 1997 in Prag gestorben.

Bohumil Hrabal
Schneeglöckchenfeste

Erzählungen
Aus dem Tschechischen
von Petr Šimon

Suhrkamp Verlag

Titel der bei Československý Spisovatel erschienenen
Originalausgabe: *Slavnosti Sněženek*. Prag 1978.

Erste Auflage 2017
Suhrkamp Verlag Berlin
© Bohumil Hrabal 1978

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1981

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Willy Fleckhaus

Satz: LibroSatz, Kriftel

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-241-363

Schneeglöckchenfeste

*Zuletzt wird man reine Studien
ohne Peripetien und Lösungen schreiben,
die Analyse eines Lebensjahrs,
die Geschichte einer Leidenschaft,
die Biografie einer Gestalt,
dem Leben entnommene
und logisch klassifizierte Einzelheiten.*

ÉMILE ZOLA

Baumbrüche im Wald

Ich tippte erst ein paar Minuten auf der Schreibmaschine, als schon jemand das Pförtchen öffnete und vor dem Fenster ein Besucher stand und rief . . . Es ist gut, er schreibt! Und während ich zweideutig lächelte, versuchte ich immer an meine Geschichte zu denken, an das grell beleuchtete Brett einer Föhre aus dem Wald von Kersko, auf welchem meine Gestalten einherschritten, und so in Gedanken bei etwas ganz anderem, gab ich dem Besucher abwesend Antworten, schielte immer nach der Schreibmaschine, um nicht den Faden der Geschichte zu verlieren, die mir, wie ich glaubte, noch vor einem Augenblick aus der Maschine geflossen war . . . Und während der Besucher rauchte und Kaffee trank und mir begeistert etwas erzählte, wovon ich nichts verstand, dachte ich, wieviel Zeit es bei mir braucht, bis ich den Höhepunkt der Leere erreiche, bis ich die Nullsituation ergründe, mich kläre und alle Bilder und Informationen weit von mir werfe, welche Mühe ich habe, die innere Ruhe zu erlangen, in der sich die Inspiration einstellt und ich in einem Atem alles in die Schreibmaschine hineintippe, was in mir wie aus einem unterirdischen Fließchen emportaucht, nur damit ich es nachher durchstreiche, bis vom Geschriebenen fast nichts übrigbleibt . . . Und je drängender mein Besucher, dessen Namen ich vergessen habe, Nachdruck auf seine Erzählungen legte, desto mehr brach ich zusammen, weil mich meine Geschichte verließ, schon kehrte sie mir den Rücken zu, schon erlosch auch mein grell beleuchtetes Brett, auf dem ich mir meine Gestalten vorführte, das einzige strahlende Brett im dunklen Raum, so daß meine Gestalten in eine Vertiefung stürzten, aus der

es mir nicht mehr gelingen wird, sie auf meine Szene heraufzubeschwören . . . So verlor sich unter meinen Augen die Geschichte, auf die ich mich fast genauso vorbereitet hatte, wie ein Springfrosch, der seine zweihundert-zehn Zentimeter springen will, und mein Besucher sagte mir, schau mal, du hast tagelang nichts zu tun, also kannst du es fertig schreiben, wenn ich nicht mehr da bin, weißt du? Ich sage Ja, und lausche also und höre lauter überraschende Dinge, aber ich denke mir, auch wenn die Nachrichten über die Ereignisse noch so schön sind, nie werden sie meine Geschichte ins Leben zurückrufen, meine Begebenheit, an der ich gerade schrieb, auf die ich mich jahrelang gefreut habe, an der ich schon verzweifelte, doch heute morgen erschien sie mir in voller Frische und nahm mich bei der Hand und führte mich zur Schreibmaschine und bat mich, sie aufzuschreiben, weil sie jetzt volljährig und reif sei, so daß ich sie nicht mehr mit Gewalt behandeln, sondern nur noch gern haben müsse . . . Aber was wird es mir schon ausmachen, wenn ich meinem Besucher, und ich habe täglich drei solche Besucher und jeder hält sich für den einzigen, wenn ich ihm ein bißchen von meiner Zeit widme? So behauptete mein Besucher wie alle Besucher vor und nach ihm, daß er gekommen sei, um mich in meiner Einsamkeit zu trösten und mir nicht nur zum Schreiben, sondern auch zum Leben Mut zu geben, und das tun sie alle besonders dann, wenn sie nicht einmal für sich selbst Zeit haben. Manchmal begegnen sich meine Besucher im Pförtchen, grüßen sich höflich, ihre Gestalten gehen in entgegengesetzten Richtungen auseinander, aber im Grunde ist es ein und derselbe Besuch, nach dem ich zusammenbreche. Jetzt kommt es auch vor, daß sich manche Besucher bei mir

treffen, herumsitzen, sich im Fragenstellen abwechseln, damit nachher, wenn ein Besucher früher weggeht, er nicht vergißt, mir beim Pförtchen verbittert zu sagen, daß ich heute irgendwie unzugänglich war, daß ich mich ihm nicht gewidmet habe, wie er es verdient hätte . . . Und dann gehen die Besucher weg, entfernen sich über eine sandige Allee durch den Wald und brummen nur so für sich, daß ich früher, als ich noch ein Nichts war, jemand war, dagegen jetzt, wo ich mich für jemanden halte, ich nichts bin . . . Am Anfang sagte ich einige Male zur Verteidigung, Ich bin müde! Und schon schrien sie mich an, wie ich mir erlauben könne, so zu lästern, ich, der im Wald wohnt, ich, der keine Kinder hat, ich, dessen Einnahmen größer als die Ausgaben sind, ich, der morgens nicht zur Arbeit gehen muß, weil ich eine Rente bekomme . . . Aber nicht alle Besucher waren und sind so, es gibt auch Besucher, die mir helfen wollen . . . Einer hat sich entschlossen, jeden Sonntag mit seinem Freund bei mir zu übernachten, der zweite lud mich für drei Tage nach Mähren ein, der dritte wollte mich mit seinem Auto sofort nach Soběslav fahren, damit ich dort vorlese, was ich geschrieben habe, der vierte wollte mich mit einem berühmten Akademiker bekannt machen, der fünfte kam mit einem Rucksack, ich müsse mit ihm sofort nach Turnov kommen, von wo wir zusammen zu Fuß in den Böhmerwald gehen würden . . . Ich sagte allen ja, weil ich sah, daß wenn ich nein sagte, sie mir die Zähne in die Gurgel schlagen und meine Türklinke bespucken würden . . . Und so wusch ich jeden Abend bei der Wasserpumpe Geschirr ab, trocknete mit dem Wischlappen alle Teller und Tassen und Gläser und Bestecke ab und hatte dabei ständig den Eindruck, daß es sehr lange dauern wird, bis

ich unter dem riesigen Haufen von Hemden und Hosen und Jacken und Krawatten, die mir meine Besucher dargelassen haben, meine eigenen Kleider finde, die nicht mehr so modern sind, aber nach Maß geschneidert und eine Farbe haben, die ich mag . . . Aber noch mehr als meine Besucher zermürben mich meine Nachbarn mit ihrer Güte. Sie kommen nämlich jeden Tag, wenn die Besucher weggegangen sind, um mir zu sagen, daß sie begreifen, was für ein Schrecken solche Besucher sind. Meine Nachbarn schleichen dann langsam heran, leise, auf den Fußspitzen, schauen besorgt durch das Fenster hinein und freuen sich . . . Es ist gut, er schreibt nicht! rufen sie den anderen Nachbarn zu, die hinter Büschen versteckt sind, und schon drängen sie sich alle zu mir und umarmen mich und sagen, daß wenn ich nicht schreibe, ich nichts tue, aber Nichtstun sei eine Sünde, und besser als zu sündigen wäre es, Rhododendren, rote Haselsträucher, Jasmine und andere Zierbüsche zu pflanzen . . . Und so schenkte mir ein Nachbar einen Spaten, ein anderer zwei Hacken, ein dritter, weil er einen Schubkarren zu viel hatte, einen Schubkarren, ein fünfter einen kleinen Rechen, der sechste ging mit mir in den Wald, um mir zu zeigen, daß unter dem Laub feiner Humus ist, Waldstreu für die Azaleen und Rhododendren, ein weiterer lehrte mich Gemüse anbauen . . . Darum stellte ich , wenn ich mich manchmal in die liebe Sonne legte, den Rechen und den Spaten neben den Liegestuhl, und sobald jemand mit dem Pförtchen knarrte, stand ich schnell auf und behackte die Sträucher, rechte die Weglein, oder schwang mir den Spaten über die Schulter und ging dem Besucher entgegen. Durch die Gartenarbeit verhärteten sich meine Handflächen und Fingerkuppen, ich bekam schwierige

Hände, die so gefühllos und hart wurden, daß ich beim Maschineschreiben Schläge erzeugte, wie wenn ich mit einer Druckermaschine arbeiten oder falsche Kronen prägen würde, meine Schreibmaschine verbreitete einen Lärm, der die Besucher anzog, der ihnen anzeigte, daß ich zu Hause war, und der gleiche Lärm vertrieb die Nachbarn, die dann auf ihrer Parzelle umhergingen und sich freuten, daß ich jetzt an einem Artikel arbeitete, aber sobald ich aufhörte, wußten sie, daß ich frei war, daß ich nichts zu tun hatte und daß der beste Schutz gegen Nichtstun Gartenarbeit war, Arbeit überhaupt . . . Und so brachte mir ein Nachbar zum Mittagessen eine Kasserolle mit Rehbraten, der zweite einen Teller mit Apfelstrudel, der dritte Nachbar brachte mir die neue Zeitung, der vierte brachte mir als Geschenk Gemüse aus dem Dorf, der fünfte verpflichtete mich für das Abendessen, der sechste sagte, ich solle mit ihm nach dem Abendessen auf ein Bier in die Dorfkneipe kommen . . . Und so hörte ich in dieser Zeit mit dem Schreiben auf, schob meine Geschichten weit weg von mir, sie kamen später leise zurück, aber ich jagte sie wie eine Stiefmutter fort, so daß sie eingeschüchtert nur noch im Traum zu mir zurückkehrten, schon wie Waisenkinder, aber auch diese Texte vertrieb ich mit Schreien aus meinen Träumen, sie möchten erst wiederkommen, wenn der Frost und der Winter da sind, wenn mit der kühlen Stille alles im Wald verstummt und die Menschen zu Hause beim Ofen sitzen werden, weil überall Schnee liegen wird . . . In einer Winternacht begann es kalt zu regnen, und der Regen verwandelte sich in Schnee, nassen Schnee, der an den Baumnadeln und Zweiglein klebte und so auf den Ästen und Föhrenkronen einen Schneeüberzug schuf, der im Morgenfrost erstarrte,

wodurch auf den Zweigen Bettchen und Oberbetten entstanden, bis die Zweige und dann ganze Föhrenkronen wie Zündhölzer abbrachen und unter gewaltigem Krachen in die kühle Erde einsanken. Ich saß im Bett und lauschte dem Krachen der abbrechenden Äste, lauschte den dröhnenden Schlägen und bangte, wann eine der Föhren, die mein Haus umgaben, ins Schwanken kommen und auf das Dach herabstürzen und durch das Gebälk bis neben mein Bett fallen würde? Und es ging mir ein Licht auf, daß wenn so eine Föhre meine Hütte spalten würde, ich alles so lassen würde, wie es passiert war, weil ich dann wieder schreiben könnte, denn wer würde schon in einem Zimmer sitzen, durch das quer ein Föhrenstamm mit seinen spitzen Zweigen liegt. Und ich rieb mir die Hände und war am Ende einverstanden, ich wünschte mir sogar, daß eine der Föhren durch die Decke hereinbräche, aber die Föhren krachten im ganzen Wald, und keine einzige fiel auf meine Hütte. Als es Tag wurde, ging ich hinaus und sah, was ich in der Nacht gehört hatte. Einige Föhren lagen wie heruntergelassene Eisenbahnschranken quer über meiner Parzelle, in der Luft war der scharfe Duft von Harz und im dicht fallenden Schnee leuchteten die Bruchstellen des Holzes. Dann hörte es auf zu schneien, die Wolken verzogen sich und die Luft hatte eine Farbe wie Zimt, die Sonne strahlte aus dunstigen Wolken hervor. Als ich bei der Straße ankam, geriet ich in helle Freude. In solchen Baumbrüchen wird mich niemand zu besuchen wagen, ich kann mit dem Schreiben beginnen, mich allein einstimmen und in der Stille warten, und so den Höhepunkt der Leere erreichend, mich der Inspiration anvertrauen und die Durchsichtigkeit der Sätze beobachten, die in ihrer Bewegung soweit abge-

bremst sind, daß ich sie aufschreiben kann . . . Aus dem Tor ihrer kleinen Villa kam, die kleine Gestalt in ein Pelzmäntelchen gehüllt, Frau Beník, schloß ab und trippelte mit der Einkaufstasche die Straße entlang, kletterte über die Baumstämme und schritt weiter. Ich sah, wie sich eine über die Betonstraße geneigte Föhre noch mehr neigte und stürzte und dann aus den Ästen feiner gefrorener Schnee hervorbrach, die schöne Frau Beník wartete, bis sich die Wolke setzte, bestieg dann rittlings den Baumstamm, ließ sich hinuntergleiten und setzte ihren Gang fort, als ob nichts passiert wäre, als ob die liebe Sonne schiene, als ob Sommer wäre und sie wie jeden Tag einkaufen und Wasser holen ginge. Jetzt sah ich, daß die ganze Föhrenkrone wie ein Klappmesser abbrach, doch blieb sie auf den Weiden über der Straße hängen, Frau Beník schaute einen Augenblick lang, trat dann arglos unter die schaukelnde Baumkrone und trippelte in der Richtung ihres Einkaufes weiter. Ich wünschte mir, daß auch über meinem Pförtchen eine abgebrochene Föhre hänge, damit allen, die bei mir eintreten mochten, schon beim Hinaufschauen die Lust verginge, mir etwas zu sagen, in dem Augenblick wünschte ich mir die Furcht vor dem Verlassen des Hauses, ich wünschte mir, daß ich nicht hinaus könnte, daß ich dasitzen und den Inspirationen aus meinem Unterbewußtsein lauschen könnte . . . Und ich sah Frau Beník über den Baumstamm klettern, der die Straße verspernte, ich sah ihren von einer Pelzkappe umschlossenen Kopf sich entfernen, sah sie zum kleinen Laden abbiegen, wo sie wie jeden Tag Milch und Brot und überhaupt alles, was man so im Haushalt braucht, einkaufen ging . . . Und in diesem Augenblick begriff ich, daß so wie die Baumbrüche für Frau Beník

eine Kleinigkeit sind, sie für meine Besucher ein Verdienst sein werden, und darum nicht nur alle meine Besucher wiederkommen, sondern auch noch weitere Besucher mitbringen werden, damit alle mit eigenen Augen sehen, wie schwierig es ist, mich zu besuchen. Und in dem Augenblick, als ich dastand und zuschaute, wie Frau Beník im Laden verschwand, da sah ich, daß sie eigentlich eine kolossale Frau war, so viele Jahre lebte sie hier allein, kleidete sich aber immer, als ob sie auf den Wenzelsplatz einkaufen ginge, jedesmal stilvoll gekleidet, so daß es, auch wenn sie nur mit dem Autobus ins Dorf fuhr, aussah, als ob sie mit dem Luxusdampfer erster Klasse führe, immer nach der letzten Mode, immer ganz schick . . . Und erst jetzt, inmitten des Baumbruchs im Wald von Kersko, schätze ich die Geschichte, die mir über Frau Beník erzählt worden ist, richtig ein, wie einmal, als sie um Mitternacht dabei war, den Krimi *Königliches Morden* zu Ende zu lesen, jemand ans riesige Fenster ihrer kleinen, von Weimutskiefern umgebenen Villa klopfte, und als Frau Beník die Augen aufschlug, stand ein blutbefleckter junger Mann hinter dem Glas, klopfte mit blutverschmierten Händen ans Fenster und rief . . . Ein Toter ist da! Darauf öffnete Frau Beník eine Schublade, nahm einen winzigen, kaputten Revolver heraus und ging so in Begleitung des blutbefleckten jungen Mannes zur Straße, und dort lag bei einer Säule wirklich ein zerschlagenes Motorrad und mit dem Kopf in die Säule gerammt ein Jüngling, der mit seinen verschränkten Armen aussah, als ob er schlief oder trotzte, aber er war wirklich tot. Frau Beník ging ins Haus zurück, rief die Sanitäter und die Polizei an, wickelte dann dem Schwerverletzten einen Verband um den Kopf, und als der Angehörige der Öffentlichen Sicherheit an-

kam, führte sie ihn selbst zur Unglücksstelle. Dann erst kehrte sie durch den menschenleeren Wald zu ihrem Fenster zurück, das zwischen den Ästen der Weimutskiefern leuchtete, legte den Revolver aufs Tischchen und las *Königliches Morden* von van Din zu Ende . . . Ich schaute zum blauen Himmel, auf den ich mir die moritatenähnliche Geschichte projiziert hatte, Harzduft strömte aus den abgestürzten Baumkronen, aus all den Ritzen und Bruchstellen im Holz, ich schämte mich, wie immer, vor Frau Beník, die alles, was ich für ein außerordentliches Ereignis halte, so selbstverständlich, so anonym erledigt, als ob es sich von selbst verstünde . . . Und als ich dies alles zu Ende gedacht hatte, sagte ich mir, daß Frau Beník viel weiter ist als ich, daß diese schöne Frau hoch über mir steht, daß ich sie nie in schlechter Laune gesehen habe, daß ich sie nie unordentlich gesehen habe, daß ich nie gehört habe, wie sie ihr eigenes Leben oder das Leben anderer verfluchte, ich hörte sie auch nie jemandem Übles nachreden, ich hörte Frau Beník nie sagen, daß sie ein anderer sein möchte, als wer sie ist, sie wünschte sich nie etwas anderes, als Frau Beník zu sein, die Frau, die sie gerade ist. Und in dem Augenblick wurde mir klar, daß ich mich eigentlich den Menschen gegenüber wie ein Flegel benehme, sie kommen mich gutmütig besuchen und ich zeige ihnen durch Schneiden von Fratzen, daß sie mich belästigen, daß sie mich stören, die Menschen bringen mir gutmütig Nachrichten über eigene und fremde Schicksale, ich aber schaue aus dem Fenster und antworte in einer Art, daß sie aufstehen und nie wiederkommen würden, wenn sie mich kein bißchen lieb hätten . . . Aber ich weiß jetzt dank Frau Beník, daß ich gerade dann schreiben will, wenn mich jemand besucht, ich habe in

dem Moment die größte Lust zu schreiben, aber eigentlich will ich es nicht, denn wenn ich allein bin, fürchte ich mich sogar vor dem Schreiben, ich weiß, daß ich dann nicht schreiben kann und es nie können werde, und in dem Augenblick, wo ich allein bin und schreiben könnte, da fürchte ich die Einsamkeit und das Schreiben, verlasse das Haus, gehe in den Wald, schreite umher und suche einen Menschen, den ich dann mit riesiger Liebenswürdigkeit zu mir nach Hause führe, um ihm am Schluß des Gesprächs indirekt mitzuteilen, daß er mir eigentlich wertvolle Zeit gestohlen hat, in der ich noch mehr schreiben wollte, als ich mir je erträumen kann. Es wurde mir plötzlich bewußt, daß jeder Besucher für mich wertvoller ist als ich, weil mir jeder eine Botschaft von draußen bringt und ich, um den Menschen mit dem Schreiben etwas sagen zu können, möglichst viele menschliche Schicksale kennen muß. Ich begriff jetzt auch, daß das, was ich mir über die Nullsituation und den Höhepunkt der Leere und die Inspiration einrede, nur leere Worte sind, die verdecken sollen, daß ich mich nicht jederzeit und überall konzentrieren kann, wie ich es früher gekonnt habe, daß ich eigentlich nicht mehr schreiben kann und es auf die Besucher schiebe und mich ihnen gegenüber wie ein Flegel benehme . . . Jetzt kam Frau Benik aus dem kleinen Laden heraus, trippelte, die Ellbogen eng am Körper, mit den Einkaufstaschen in den Händen, ihr Leopardenfell leuchtete im weißen Schnee, im Glanz der Nachmittagssonne, die abgebrochene Föhrenkrone zerriß die Rinde, an der sie hing, noch mehr, über Frau Benik verschüttete sich feiner Schnee, und als sie aus dem Schneegestöber hervorkam, stürzte die ganze Baumkrone hinter ihr ab und zersplitterte auf der Betonstraße wie ein

Kronleuchter aus der Oper . . . Ich kletterte über zwei Föhrenstämme, die die Straße versperrten und ging Frau Beník entgegen . . . Sie sagte mir mit einem großen Lächeln . . . Was machen Sie so? Wie geht es Ihnen? Das ist ein schönes Wetter heute, was? Und beim Lächeln platzte sie und schüttelte zwei Reihen weißer Zähne aus . . . Und hinter ihr fiel weißer Schnee.